

Senegal, Kaffrine. Irgendwo an der Hauptstraße muss das Restaurant liegen: „Prime am Kinze“. Es ist das Beste der Stadt, da ist sich Helke Fussell sicher. Sie hat Fotos gesehen. Und sie hat gehört, dass auch der Bürgermeister dort ist. Stolz hat sie den Chauffeur gefragt, ob er das „Prime am Kinze“ kennt.

Es liegt direkt am Ortseingang. Der Chauffeur ist irritiert. Will die Deutsche nach vier Stunden Fahrt wirklich hierhin? Eine kleine Hütte – das „Prime am Kinze“ – liegt eingeklemmt zwischen dem Busbahnhof, einer Tankstelle und den Taxis. „Die Gegend habe ich mir anders vorgestellt“, sagt Helke Fussell.

„Helke!“, ruft Babakar Segnane. Mit einem Moped fährt er die Böschung zum Restaurant hinab. Er läuft auf sie zu, umarmt sie. „Helke!“ Er bittet Fussell herein. Das „Prime am Kinze“ ist eine eigenartig geschriebene Hommage an ihre Heimat Prien am Chiemeer. Auf den Fotos mit dem bunt geflieten Eingang hat es schick ausgesehen. Jetzt erweist es sich als kleiner, dunkler Verschlag. Es ist stickig. Babakar Segnane macht den Ventilator an. Die Tische stehen dicht an dicht. Sie sind leer. Als das Essen kommt, sieht Fussell im Licht der blauen Glühbirnen kaum, was sie isst. Sie schaut mit dem Handy nach: Fisch mit Reis und Salat. Fussell redet jetzt wenig. Das Restaurant war ihre große Hoffnung. Im Blaulicht kommen ihr Zweifel. Doch da ist auch die Freude über das Wiedersehen. Hand in Hand gehen sie im Dunklen in die Vorstadtiedlung zu Segnanes Hof.

Am nächsten Morgen gibt es zum Frühstück aus großen Schalen klein gemahltes Couscous mit süßem Joghurt. Die Männer essen auf der einen, die Frauen und die Kinder auf der anderen Seite. Jetzt sieht Fussell, wie viele Menschen auf dem Hof leben. Babakar mit seiner Frau Cotia und dem Sohn Ibrahim. Seine Großmutter. Sein Bruder mit dessen Frau. Tanten, Geschwister, Cousins, Neffen und Nichten. Mitarbeiter. Sie wohnen in einem Haus mit vier kleinen Zimmern und einer Hütte mit Strohdach. Seine Mutter, die Patriarchin der Familie, bewohnt ein Schachtelhaus für sich allein. Dazwischen Esel, Gänse, Tauben, ein paar Hühner. Wie viele Menschen insgesamt hier wohnen, weiß Babakar Segnane nicht. Das wechselt ständig. Aber so zwanzig seien es immer.

Als sein Vater vor acht Jahren starb, war er mit Mitte zwanzig als ältester Sohn plötzlich für all diese Menschen verantwortlich. Zehn Hektar Land vererbte ihm der Vater, in dem kleinen Agrardorf Musa, das der Familie gehörte. Kurz vor seinem Tod hatte der Vater dort eine Wasserleitung verlegen lassen. Nun waren da die Schulden und niemand mehr, der alles koordiniert: die Großfamilie Segnane (der Vater hatte noch vier weitere Frauen), die Dorfbewohner und den gemeinsamen Gemüseanbau. Schnell brach die Produktion zusammen.

Babakar Segnane wollte nach Europa, Geld verdienen. Die Mutter war dagegen. Aber er sah die Häuser von denen, die es in Europa geschafft hatten und Geld schickten. In Kaffrine, wo unverputzte Zementsteine das Stadtbild prägen, fallen die ordentlichen Fliesen-Fassaden auf. Als seine Mutter eines Tages auf den Markt ging, fuhr er heimlich los. Das war vor ungefähr sechs Jahren, meint er. Sein Sohn Ibrahim war da gerade eine Woche alt. Es war auch eine Flucht aus der Verantwortung.

Von Dakar nahm er den Bus nach Mauritien. Dort musste er Geld verdienen für die Schlepper nach Marokko; und in Marokko für die Schlepper nach Spanien. Die Jahre verschwimmen ihm in der Erinnerung. Waren es drei oder vier? Keine gute Zeit. Nachdem er an Spaniens Küste anlandete, fuhr er schnell weiter nach Deutschland. Im Erstaufnahmезentrum in München bekam er 150 Euro Taschengeld. „Davon habe ich mir ein Handy gekauft und meine Familie angerufen.“

Den Beamten sagte er, dass er gekommen sei, um zu arbeiten. Sein Asylantrag wurde abgelehnt. Fortan war er geduldet, sollte ausreisen. Eine Arbeitserlaubnis bekam er nicht. In Prien verließ er kaum noch sein Zimmer. Aber da war diese Frau, Uta Mewes, die immer wieder bei ihm klopfte. „Oft hab ich nicht aufgemacht, hab geschrien, Uta lass mich“, erzählt er. Aber Mewes ließ nicht locker. „Mama Uta“, nannte er sie bald. „Ich hätte nicht gedacht, dass sich in meinem Leben jemand noch mal so um mich kümmert.“

Uta Mewes holte Helke Fussell dazu, die sich mit Segnane auf Französisch unterhalten konnte. Sofort erzählte er ihr seine ganze Lebensgeschichte. „Diese Offenheit hat mich umgehauen. Da habe ich beschlossen, mich für ihn zu engagieren“, sagt sie. Für Babakar Segnane wird sie „Mama Helke“.

Mewes fuhr mit ihm auf einen Bauernhof der solidarischen Landwirtschaft. Dort machten sie noch immer das meiste mit der Hand. „Tomaten ausgießen, Salat hacken, das hat er ganz schnell gemacht. Das konnte er einfach“, erzählt Mewes. „Und auf der Fahrt zurück hat



Foto Caspar Schwietering

Prime am Kinze

Wie Helke Fussell und Babakar Segnane gemeinsam träumen.

Von Caspar Schwietering

Babakar jedes Mal vor Freude laut gesungen. „So kam ihr die Idee mit dem Landwirtschaftsprojekt. Mit zehn Hektar und deutscher Starthilfe müsste sich im Senegal doch etwas aufbauen lassen, dachten sich die beiden Frauen. Sie banden mehr Menschen ein und gründeten ein Rückkehrprojekt. Im Kleinen folgten sie der Politik: von der Willkommenskultur zur Bekämpfung der Fluchtursachen. „Babakar ist Analphabet. In unserem durchgeplanten Land kann er nichts beitragen“, sagt Helke Fussell. „Aber im Senegal kann er richtig was bewirken.“

Es dauerte, bis sie ihn überzeugten, in ein Leben zurückzukehren, das er aufgegeben hatte. Dann planten sie zusammen. Babakar Segnane wollte Hühnermästen und Gemüse anbauen. Mewes und Fussell sammelten Spenden. Bei den Rotariern, den Kirchen, Bekannten von Babakar. 8000 Euro kamen so zusammen. „Sukouli Sense Musa – Entwicklung für Musa“ nannten sie das Projekt. Der deutsche Staat gab 2000 Euro dazu, weil Segnane freiwillig in seine Heimat zurückkehrte und nicht abgeschoben werden musste. Im November 2017 flog er zurück in den Senegal.

Als er den Staub und den Dreck in Kaffrine sah, war er schockiert. „Afrika wird sich ändern“, dachte er sich. Zwei Wochen sperrte er sich zu Hause ein. Dann erst war er bereit, sich den Erwartungen zu stellen. „Wenn man aus Europa zurückkommt, denken alle, dass man viel Geld hat. Viele wollen dann profitieren. Ich habe nach den richtigen Leuten gesucht, mit denen ich mein Projekt starten konnte“, sagt er.

Er will jetzt Helke Fussell das Dorf zeigen. An der Hauptstraße nehmen sie einen Eselskarren. Lkw fahren dicht an ihnen vorbei. Dann biegt der Fahrer rechts ab, aus Asphalt wird Staub. Eine Wasserpfütze voller Müll liegt mitten in der Straße. Das Bild ändert sich, als sie die Stadt verlassen. Vor ihnen öffnet sich eine grüne Savanne – es ist Regenzeit. Nach zwei Kilometern taucht das Dorf Musa auf. Mit seinen Strohhütten sieht es aus wie eine afrikanische Idylle – oder wie das, was Europäer dafür halten.

Mit schnellen Schritten stapft Segnane durch die Felder. Helke Fussell ist

54 Jahre alt, eine große und etwas rundliche Frau. Sie läuft ihm gemächlich hinterher. „Bis da hinten geht mein Land“, sagt er und zeigt Richtung Horizont. Doch noch bepflanzt er wenig. Auf einer Fläche von vielleicht zwei Fußballfeldern baut er Erdnüsse und Hirse an. Das Land ist stumpf geworden und braucht erst mal teuren Dünger. Weil die Felder nicht umzäunt sind, lohnt es sich nicht, sie zu bewässern und ganzjährig Gemüse anzubauen. In der Trockenzeit würden die Ziegen und Esel alles auffressen.

Er geht nach links in den kleinen Gemüsegarten. Auf einem Paprika-Feld zeigt er ihr, wie das Wasser durch die Rillen zwischen den Sträuchern läuft. Im Grunde sei das alles wie in Deutschland: Boden umgraben, Unkraut jäten, Pestizide versprühen. Nur dass sie hier mit einer kleinen Spitzhacke statt mit Maschinen arbeiten. In einem langen Flachbau hält er die Hühner. Bis zu tausend Tiere kann er dort mästen. 5000 Euro hat Segnane einem Verwandten für die Ställe gezahlt; die Hälfte seines Startkapitals.

Mit Arbeit bekämpfte er in den ersten Monaten seine Zweifel. Morgens um sieben fuhr er nach Musa und kam abends um neun zurück. Er ertrug kaum die Enge auf dem Hof seiner Mutter. Immer wieder fragte er sich, ob er nicht besser untergetaucht wäre, um in Spanien auf einer Gemüseplantage zu arbeiten. Aber nicht nur er zweifelte, auch seine Familie schien nicht begeistert über seine Rückkehr. Die Mutter sähe ihn lieber verheiratet in Europa. Sie fragt Helke Fussell, ob Babakar nicht ihre Tochter zur zweiten Frau nehmen könne. Genervt lehnt Fussell ab. „Die glauben noch immer nicht an sein Projekt“, sagt sie.

Im März baute Segnane in Kaffrine das „Prime am Kinze“ auf, als zweites Standbein neben der Landwirtschaft. Sprachnachrichten nach Prien schickte er jetzt um fünf Uhr morgens oder elf Uhr abends. Dort machten sie sich Sorgen, dass er im Burnout landen könnte. Und dass er alles Geld nur in das Projekt steckte und nichts für sich und seine Familie übrig hatte. Sie fragten ihn, ob sie ihm für den Anfang ein Gehalt zahlen sollen oder ob sie etwas anderes tun können. „Wenn ihr mir helfen würdet, ein Haus zu bauen, wäre das toll“, sagt er.

Sie sammelten 6000 Euro, das Haus wuchs, doch als im Juni die Regenzeit begann, fehlte das Dach und das Geld war alle. Der Regen könnte alles wegspülen, was sie bisher gebaut haben, fürchteten sie. In drei Tagen haben sie noch einmal 3000 Euro gesammelt. Für viele aus dem Helferkreis sei das aber ein Schock gewesen, meint Fussell. Das Gefühl, im Hauruck Geld schicken zu müssen.

Deswegen ist sie jetzt hier. In Prien haben sie Angst, dass Babakar pleite ist. Sie fragen sich, ob er, der nie in der Schule war, überfordert sein könnte mit der Planung des Projektes. Helke Fussell soll nun herausfinden, wie viel er mit Hähnen, Gemüse und dem Restaurant einnimmt. „Babakar, est-ce qu'on peut faire les chiffres“, fragt sie ihn, als sie wieder auf dem Hof sind. Können wir die Zahlen machen? Sie sitzen im neuen Haus. Größer und höher ist es und besser durchlüftet. Um sie herum wuseln die Bauarbeiter. Ein bisschen hatten sie in Prien auch Angst, dass er sich hier einen Palast hingestellt haben könnte. Nachdem Fussell eine Nacht mit Cotia und Ibrahim in einem Bett geschlafen hat, denkt sie das nicht mehr. Eine Weile reden sie dann darüber, dass es beim Bauen immer teurer wird, doch die Zahlen machen sie nicht. Während Fussell den Bestand aufnehmen will, will Segnane zeigen, was er alles aufgebaut hat.

Am Abend schlendern sie in die Stadt. Das „Prime am Kinze“ sei zu klein, erklärt er ihr. Er stoppt vor einem großen Gebäude im Zentrum. „In dem Saal können fünfzig bis hundert Leute essen.“ Hier will er bald das neue „Prime am Kinze“ eröffnen. Er lässt den Besitzer aufmachen. Im Grunde sei alles top in Ordnung. Sicher müsse man die Möbel austauschen. Aber die Substanz stimme. Dann wischt er den Staub weg, um ihr den Fliesenboden zu zeigen. Über die Miete oder einen Kaufpreis habe er schon verhandelt. „Ich denke ja, dass ich mich schnell auf Neues einstelle“, sagt Helke Fussell. „Aber da bin ich k.o.“ Sie hätte auch noch ihr eigenes Leben, um das sie sich kümmern müsse. In der Form, da ist sie sich jetzt sicher, geht es nicht weiter. Er zeigt ihr dann noch eine kleine Wellblechhütte, in der er Joghurt verkaufen will. „Deine Träume wechseln schnell, Babakar“, sagt sie.

Am nächsten Morgen erklärt sie ihm, dass sie eine Pause braucht. Nachdem sie die letzten zwei Jahre damit verbracht hat, den Senegal und seine Landwirtschaft zu verstehen, hat sie sich sehr auf dieses Abenteuer gefreut. Aber nach dem ersten Tag in Kaffrine wird es ihr alles etwas viel. Er besucht dann Freunde in der Stadt. Manchmal sei es schwierig, dass er nicht seine eigenen Entscheidungen treffen könne, sagt er. „Ich bin gerade wie ein Student: Ich muss viel ausprobieren und schauen, was funktioniert.“

Am Sonntag erfragt er auf dem Markt die Preise. Seine Paprika sind reif. Ob er Gewinne oder Verluste macht, entscheidet sich nach jeder Ernte hier auf dem staubigen Straßenmarkt. Eine Zwischenhändlerin will die Paprika in den großen Städten im Westen verkaufen – in Saint-Louis, Thiès und Dakar. Dort lassen sich bessere Preise erzielen. Er ist unzufrieden mit dem Angebot. Einen, vielleicht zwei Tage kann er die Paprika noch auf dem Feld lassen, dann verderben sie.

Helke Fussell, die in der evangelischen Kirche in Kaffrine gewesen ist, kommt euphorisch aus dem Gottesdienst zurück. Der Pfarrer habe gesagt, so etwas habe er ja noch nie gehört, „und dass er für mich betet“. Er fände es richtig, wenn all die jungen Menschen, die in den letzten Jahren fortgegangen sind, zurückkämen und unterstützt von europäischen Freunden hier etwas aufbauen. Genau das denkt sie doch auch. Sie hat jetzt wieder ein besseres Gefühl.

Mit Segnane will sie über ökologische Landwirtschaft reden. Sie fragt sich, ob es die Pestizide und die Medikamente für die Hühner braucht. Ob es nicht umweltschonender und billiger geht. Sie träumt von einem Öko-Dorf in Musa. Doch er geht mitten im Satz an sein Handy, muss jetzt den Paprika-Preis verhandeln. Da schaut sie, die tatsächlich eine Mutter mit ihm spricht, zum ersten Mal kurz ärgerlich.

Beinahe vergisst er, dass er ihr heute die Dorfbewohner von Musa vorstellen wollte. „Uh, ich habe so viel in meinem Kopf“, sagt er. Die letzten Tage schien er mit den Gedanken oft woanders zu sein. Er hat dann nur mit ein, zwei deutschen Wörtern geantwortet: „Super“, „keine Problem“ oder „langsam, langsam“, das er verwendet, wenn er glaubt, dass seine Pläne und Träume den Deutschen zu weit gehen.

Im Halbkreis sitzen sie am Abend vor den Hütten in Sense Musa: Segnane, Fussell und die Menschen, die hier leben. „Ich bin kein reicher Mann“, sagt er. „Aber mit deutscher Hilfe konnte ich mir hier etwas aufbauen.“ Deshalb wolle er jetzt ihnen helfen. Deshalb stelle er ihnen kostenlos Wasser zur Verfügung, damit auch sie Gemüse anbauen können. „Ich möchte, dass wir zusammen Sense Musa entwickeln, damit niemand mehr fortgehen muss. Denn in Europa gibt es für Senegalesen nichts.“ Er schlüpft jetzt in die Rolle des Vaters, der jahrelang der Arbeitgeber für die Dorfbewohner von Musa war. Seine Ansprache beeindruckt Helke Fussell. „Es wäre doch toll, wenn Babakar der größte Arbeitgeber von Kaffrine werden könnte“, sagt sie und schaut zu dem versiegelten Brunnen rüber. Mit einer Solarzelle könnte man den wahrscheinlich wieder in Gang bringen. Und vielleicht auch noch ein Kühlhaus betreiben. „Wenn Babakar sein eigenes Wasser hätte und Gemüse und Obst kühlen und außerhalb der Saison anbieten könnte, dann hätte er einen echten Wettbewerbsvorteil.“

Statt Masthähnchen könnten sie Legehühner anschaffen. Nur wenige Bauern in Senegal können es sich leisten, die Tiere vier Monate anzufüttern, bevor sie ihre ersten Eier legen. In Prien das nötige Geld einzusammeln wäre nicht schwer, glaubt sie. Entwicklungsschritte, für die andere Bauern Jahre bis Jahrzehnte brauchen, könnte Babakar in ein paar Monaten machen. Den „deutschen Turbo“ nennt sie das. Vor zwei Tagen ging ihr noch alles viel zu schnell, nun möchte Helke Fussell das Tempo erhöhen.

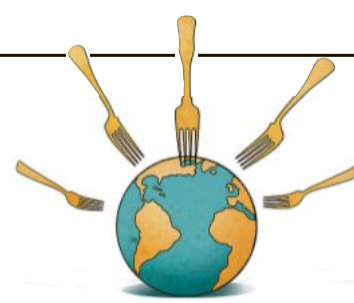
Aber Babakar Segnane lässt nun auch den Zweifel zu. Aktuell habe er nicht einen Franc auf der Bank, sagt Segnane. Und bald ist Monatsende. „Da kommen die Rechnungen und ich muss meine Mitarbeiter bezahlen.“ Das mache ihm gerade große Sorgen. „Das ist so deprimierend“, sagt Helke Fussell. „Dass er gera-

de gar kein Geld hat.“ Dann beschließt sie die Wasserrechnung für diesen Monat zu zahlen.

Kurz vor ihrer Abreise trifft sie schließlich Tidiene Lo, den Mann der Zahlen. Als Kinder waren er und Babakar Segnane Nachbarn. Lo hat studiert und vergibt heute für eine NGO Mikrokredite. Er hat Segnane versprochen, über seine Kostenkalkulationen zu gucken. Aber eine Abrechnung über die laufenden Kosten und Einnahmen gibt es nicht. Doch Lo kann Fussell ungefähr zeigen, was Wasser, Medikamente, Gift und Mitarbeiter kosten. Und was Hähnchen, Gemüse und das Restaurant einbringen. Vor allem aber sagt er ihr, dass er an Babakars Projekte glaubt; dass er die Investments für sinnvoll hält. Die Einschätzung von diesem ersten, jungen Mann wird ihr statt der Zahlen zur Bilanz. Sie hat sich nun entschieden. Babakar soll eine Anschubfinanzierung für das neue „Prime am Kinze“ bekommen.

Auf dem Weg zurück nach Dakar nimmt sie Segnane mit nach Thiès zu Ambroise Tine, den Finanzdirektor des katholischen Bistums Thiès. Er koordiniert die Städtepartnerschaft zwischen Solingen und Thiès, leitet den Austausch zwischen den Bistümern Bamberg und Thiès und arbeitet mit dem Freistaat Bayern bei der Ausbildung von Solar Technikern zusammen. Geht es nach Helke Fussell soll er nun auch zum Mittler zwischen Kaffrine und Prien – zwischen Babakar und ihnen werden. Lange hat sie gezögert, diesen Schritt zu gehen: „Babakar ist so stolz.“ Sie war sich nicht sicher, ob er es akzeptiert, wenn ihn jemand kontrolliert.

Doch Babakar Segnane ist froh, dass er mit Tine alles einmal in seiner Muttersprache Wolof besprechen kann. Ihm erzählt er, dass er längst einen Plan in Auftrag gegeben hat, wie sich seine Felder – die ganzen zehn Hektar – bewässern ließen. Bisher habe er sich nicht getraut, davon zu erzählen, weil die Deutschen so viel Angst vor großen Summen hätten. Als Ambroise Tine dann sagt, dass man auch in Afrika schon Geld investieren müsse, um mit der Landwirtschaft wirklich Profite zu machen, „da haben wir beide gestrahlt“, sagt Helke Fussell. Sie glaubt, dass sie sich jetzt ganz einzig sind: das neue Restaurant, die Legehühner, das würden sie jetzt als Erstes angehen. Und die Solarpumpe, die Kühlkammer? „Langsam, langsam“, sagt Helke Fussell.



Race to Feed the World

Ein Projekt der Frankfurter Allgemeinen, gefördert durch das European Journalism Centre über dessen Programm „Innovationen im Entwicklungsjournalismus“.

faz.net/feedtheworld